

Theologie muß geerdet sein

Elisabeth Moltmann-Wendel



1926 geboren in Herne; 1945-1951 Studium der evangelischen Theologie in Berlin und Göttingen, Promotion; 1952 Heirat mit Jürgen Moltmann, vier Töchter werden geboren; 1967/68 erster längerer Aufenthalt in den USA. Veranstaltungen auf den evangelischen Kirchentagen: z.B. 1982: »Mit Mirjam durch das Schilfmeer«; 1984: »Wir Frauen in Ninive«. Seit 1990 Mitherausgeberin der Zeitschrift *Evangelische Theologie*. Verschiedene Preise: Johanna-Löwenherz-Preis des

Landkreises Neuwied (1992); Herbert-Haag-Preis zusammen mit Elisabeth Gössmann »Freiheit für die Kirche« (1997).

Elisabeth Moltmann-Wendel ist eine der bekanntesten feministischen Theologinnen im deutschen Kontext. Ihre Bücher haben Generationen von Frauen motiviert, über ihre Rolle als Frau in Kirche und Theologie nachzudenken und sich selbst auf den Weg zu machen. Die Allgemeinverständlichkeit ihrer Veröffentlichungen und die vielen Vorträge auf Kirchentagen, in Akademien, Universitäten und Gemeindegruppen haben besonders Frauen an der Basis begeistert. Ihr ist die Erdung der Theologie stets ein zentrales Anliegen gewesen, indem sie wissenschaftliche Themen und Theorien an ihrer Bedeutung für den Alltag und das Leben von konkreten Frauen gemessen hat. Ihre Autobiographie (1997) trägt den Titel: »Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen...«

Ein Anfang im neuen Geist

Wie hat alles angefangen? Elisabeth Moltmann-Wendel begann direkt nach Kriegsende eher zufällig in Berlin das Studium der evangelischen Theologie: »Man brauchte '45 Lebensmittelkarten, die bekam frau/man wenn man StudentIn war, sonst blieb nur noch Straßenarbeit übrig, und das hatte ich lange gemacht. Als die Fakultät Anfang Juli '45 eröffnete, ganz früh als erste von den Amerikanern lizenziert, da bin ich dann mit dem Rad hingefahren und habe angefangen. Ich dachte: ›Hauptsache studieren –

egal was es ist – nachher kann man ja noch sehen, was daraus wird.« Eigentlich wollte ich Altphilologie oder Medizin studieren. Aber nach dem ersten Semester fand ich das ganze so spannend, daß ich mir sagte: Dabei bleibe ich! Und so kam ich in die Theologie.«

Die Selbstverständlichkeit, mit der sie zu dieser Zeit ein Studium begann, erstaunt. Mußte dieser Entschluß nicht hart erkämpft werden? »Für mich war das überhaupt nichts Besonderes. Meine Klassenlehrerin war promovierte Theologin, die Pfarrfrau in unserer Gemeinde war Theologin in der Bekennenden Kirche, zu der auch meine Eltern gehörten. Es gab eine Reihe Vikarinnen – wie man damals sagte. Diese Pfarrerinnen oder Vikarinnen betreuten Gemeinden und waren völlig selbständig. Meine Schwester ist im Burckhardthaus gewesen, Anna Paulsen war mir ein Begriff, ebenso Ingeborg Becker..., ich fühlte mich umgeben von lauter Theologinnen. Außerdem hat mich nie ein Mann in meiner Existenz als Frau in Frage gestellt. Das kommt vielleicht daher, weil ich in einer Frauenfamilie großgeworden bin und in der Kriegszeit eigentlich alle Geschlechterschranken brachen.«

Das Studium begann inmitten von Schutt und Trümmern. »Irgendwann kam ich nach Hause, da waren wir von den Russen aus unserer Wohnung herausgeschmissen. Ich brach in Tränen aus, es war mein neunzehnter Geburtstag. Ich fühlte mich heimatlos. Die Fahrten nach Berlin waren auch nicht ungefährlich, aber gerade deswegen machte das solchen Spaß. Man flüchtete in eine geistige Heimat, die faszinierend war.« Die Nachkriegszeit empfand sie dann als Neuanfang, der geprägt war von einer großen Begeisterung und einer Aufbruchsstimmung, die die jungen TheologInnen verband. »Ringsherum war das zerstörte Berlin, wir hungerten uns wirklich redlich durch. Ich weiß noch, wenn ich nach Hause fuhr, hatte ich immer Halsschmerztabletten dabei, die meine Mutter reichlich besorgt hatte. Die aß ich dann gegen Hunger. Dies alles war furchtbar, und trotzdem waren wir voller Hoffnung, wir lebten aus einem neuen Geiste... Westberlin war dann ein liberaleres Pflaster. Von den Studentinnen, die dort in der Hochschule waren, stammten mehrere aus jüdischen Kreisen, die mit Leidenschaft Theologie studierten. Eine davon war Rosemarie Streisand. Von ihr lernte ich Karl Barth und den Marxismus kennen. Diese Frauen waren intellektuell weit interessanter als die Männer, hochgebildet und intellektuell unabhängig – ich kam mir da manchmal richtig kleinemädchenhaft vor. Aber an ihnen konnte ich mich aufrichten. Und es machte einfach Spaß.«

»Das süße theologische Gift, daß geistige Gleichstellung auch Gleichberechtigung ist...«

Das Pfarramt kam für Elisabeth Moltmann-Wendel als Berufsziel nie in Frage, eher eine Lehrtätigkeit. Aber als Motivation für das Studium stand auch diese nicht im Vordergrund. »Ich habe nie gefragt: Was kommt danach? Das fragten wir alle nicht. Wir lebten ja so von der Hand in den Mund oder von Tag zu Tag. Es kamen immer die nächsten Etappen: Fakultätsexamen, Promotion. Dann verlobte ich mich, wir heirateten, und dann war es vorbei...« Durch ihre Heirat verzichtete sie auf eine eigene berufliche Karriere. Sie begleitete ihren Mann als Pfarrfrau in verschiedene Gemeinden und später über Bonn nach Tübingen, wo er als Professor lehrte. War das eine Selbstverständlichkeit für sie als verheiratete Frau? »Ja, hinterher haben wir uns gefragt: Wieso haben wir das so akzeptiert? Warum haben wir das geschluckt? Wir hatten diese Illusion, geistig ebenbürtig mit dem Mann zu sein – damit schaffte man dann ein gelingendes Leben. Wir sahen damals die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht, die Frauen im Grunde kein Selbstbewußtsein entwickeln läßt.« Der Blick zurück ist dennoch kein Blick im Zorn. »Ich hätte nicht vier Kinder in die Welt setzen können und hätte auch viele andere Entwicklungen sicher nicht machen können. Ich habe intensiv gelesen und mir ein breites Spektrum von Wissenschaft angeeignet. Das hätte ich in einem Pfarramt bestimmt nicht geschafft. Diese Phase hatte dadurch auch etwas sehr Kreatives.«

Aber wie bei vielen Frauen, die Haushalt, Ehemann und Kinder versorgen müssen, war diese Zeit auch geprägt von körperlicher und geistiger Erschöpfung. Die Erfahrung, nicht mehr in großen Zusammenhängen denken zu können und sich schließlich nicht mehr selbst zu achten, ist fest in ihrem Bewußtsein verankert. »Das verbindet mich bis heute mit anderen Frauen. Ich erlebe oft, wie mein Mann kontinuierlich an einer Sache bleibt, wie er sehr aufbauend logisch arbeitet, sein ganzes Konzept durchzieht, während ich immer wieder in viele Stücke zerrissen bin. Heute weiß ich, daß das für mich wichtig ist, nur so kann ich lebendig formulieren. Wenn ich an irgendeinem Gedanken nicht weiterkomme, gehe ich meist in die Küche und fange irgendwas an zu tun, und dann fließt es. Es fließt aus der Lebendigkeit der Handarbeit.«

Sisterhood is powerful

Als die Kinder älter wurden, kam dann für sie die Chance, wieder selbst theologisch aktiv zu werden. Wichtige Impulse gaben dafür feministische Artikel aus den USA. »Robin Morgan: *Sisterhood is powerful* – war eine entscheidende Wende. Hier entdeckte ich: ›Das bin ich, das ist meine Situation.« Ich bin in Ordnungsvorstellungen großgeworden, in Karl Barth'schem Denken, daß der Mann A und die Frau B ist, und daß diese Kombination die göttliche Ordnung darstellt. Ich habe es nie reflektiert, denn so lebte frau, und so lebte ich. Innerlich konnte ich mich aber nie damit abfinden. Deswegen waren die amerikanischen theologischen Artikel für mich eine Erleuchtung: Die Einsicht, daß ich als Frau ein Menschenrecht, ein Gottesrecht habe, das Recht, ein eigener Mensch zu werden. Als ich meinen Mann in die USA begleitete, erlebte ich dort eine Aufbruchssituation. Ich kam in Frauengruppen, in akademische und kirchliche, in denen ich meine Gefühle und Einsichten bestätigt fand. Ich traf auf Frauen, mit denen ich sonst nur über Belanglosigkeiten geredet hätte. Plötzlich fingen wir an, über interessante Dinge – über uns – zu sprechen. Hier gab es eine »sisterhood«, eine Schwesterlichkeit im Aufbruch, die mich gestärkt hat. Letty Russell gab mir die ganze theologische Bandbreite der Literatur mit, mit der ich dann nach Hause kam und das erste Buch hier veröffentlichte (1974: Menschenrechte für die Frau).

Wer die Erde nicht berührt...

Die Erdhaftigkeit der Theologie ist ein Thema, das die Arbeit und das Leben von Elisabeth Moltmann-Wendel durchzieht. »Ja – und es kommt nicht erst die Erde und dann der Himmel, sondern beides geht ineinander. Wenn Theologie die Erde nicht mehr berührt, wenn wir sie nicht mehr berühren und aus dieser Erde heraus Theologie betreiben, dann wird das Ganze abstrakt und begrifflich und männlich und letzten Endes belanglos.« Daß ihre Theologie nicht belanglos ist, zeigt die breite Resonanz, die sie im Laufe der Jahre bei vielen verschiedenen Frauen erfahren hat. »Akademisch wird sich feministische Theologie auf Dauer nicht durchsetzen können, wenn sie nicht die Basis im Hintergrund hat.« Bedauert sie es rückblickend nicht doch ein wenig, nicht an einer Universität gelehrt zu haben? »Nein, an die Uni wollte ich nie. Aber auf einer mittleren Ebene hätte ich gerne gelehrt. Ich habe auch zeitweilig an einer Fachschule in Wuppertal unterrichtet, das machte mir großen Spaß. Manchmal, wenn ich zurückblicke, denke ich, daß es auch

schön gewesen wäre, Schüler oder Schülerinnen gehabt zu haben, etwas kontinuierlich zu entwickeln, eine Institution im Hintergrund zu haben... Aber vieles andere wäre dann nicht möglich gewesen.«

Ich bin gut, ich bin ganz, ich bin schön

Diese feministische Übersetzung der Rechtfertigungslehre bedeutete für die einen – vor allem für Frauen – eine tiefgreifende Befreiung, für die anderen – vor allem für Männer in wichtigen theologischen und kirchlichen Positionen – eine Provokation. Luthers Beschreibung des Schön-Seins des Sünders war für Elisabeth Moltmann-Wendel der Schlüssel, die Gegensätze von Körper und Geist in ihrer Theologie zu überwinden und zu der Vorstellung der Ganzheit des Menschen zu gelangen. Besonders Frauen machen durch ihre Sozialisation und die Definition dessen, was traditionell »Gutsein« bedeutet, die Erfahrung, nie zu genügen. »Ich bin gut, ich bin ganz, ich bin schön« – Ermutigung und Zusage der Annahme, diese Aussage hat viele Frauen ermächtigt, aus dem Zirkel von Selbstüberforderung und Selbstanklage ausbrechen zu können. In der herrschenden Sicht wurde dieser Satz als Selbsterlösung, Leugnung der Sündhaftigkeit des Menschens/der Frau und letztlich als Absage an den Glauben an Jesus Christus gedeutet. So ist es nachzulesen in der Stellungnahme der Nordelbischen Bischöfe zum Thema feministische Theologie (1985) und im sogenannten »Tübinger Gutachten« (1990). Wie hat sie diese ständigen Angriffe auf ihre theologischen Entwürfe durchgestanden? Woher kam die Kraft, sich immer wieder der Konfrontation zu stellen? »Die Nordelbischen Bischöfe, die haben nichts richtig gelesen. Aber es gab Konfrontationen, die ich als sehr schmerzlich erlebt habe, wie auch jetzt die aktuelle Diskussion in der württembergischen Landeskirche um das Sühnopfer. Ich habe dargelegt, daß es heute durch die theologische Forschung nicht mehr als das einzige neutestamentliche Verständnis des Todes Jesu zu verstehen ist. Aus einer Frauenperspektive sollten wir besser von Hingabe sprechen. Besonders für Frauen ist dieses Opferdenken fatal, da sie ewig zum Opfer aufgefordert waren und viele sich als Opfer ihrer eigenen Geschichte verstehen. Selbstaufopferung war das hohe Frauenideal. Nach Angriffen von offizieller Seite ist dann eine Flut von Beschimpfungen von Pfarrern und Laien aus der pietistischen Richtung auf mich niedergegangen. ›Ich hätte die Sache Jesu beschmutzt...‹ Ich fühlte mich mutterseelenallein auf weiter Flur. Es kamen auch Briefe bestätigender Art, trotzdem empfand ich diese Form der Auseinandersetzung beinahe als existenzbedrohend.«

Versteht sie sich als Einzelkämpferin oder steht ein »wir« im Hintergrund, das sie in ihrer Arbeit stützt? »Na ja, ich hätte gern ein »wir«, habe das auch oft, aber nicht immer. Und es kommt ein weiteres hinzu. Es ist tragisch, wenn immer wieder die Frauen, mit denen ich eng theologisch zusammenarbeite, schwer krank werden und sterben, wie kürzlich Herlinde Pissarek-Hudelist. Ich sage mir dann immer: Du mußt eben deinen Weg allein gehen. Aber es gibt auch andere Erfahrungen. Wenn ich in einer schwierigen Situation bin und sich plötzlich ein Gespräch ergibt, die Isolation aufgebrochen wird, ein Gegenüber da ist. In meiner Generation gibt es viel zu wenige dieser aktiven Frauen, und die wenigen leben dann weit entfernt – und sind alle selbst auch Einzelkämpferinnen. Ich glaube das gehört zu unserer Pioniergeneration dazu.«

Streitkultur unter Frauen?

Elisabeth Moltmann-Wendel war in ihrer theologischen Arbeit nie unumstritten. Auch innerhalb der feministischen Diskussion kam es zu Auseinandersetzungen. Was trifft mehr: die Angriffe von Frauen oder die von Männern? »Von Frauen! Vor allem durch die immerwährende Kritik an meinem Antijudaismus bin ich oft verletzt worden. Ich habe diese Diskussion nicht als sachlich, sondern als höchst emotionsgeladen empfunden. Das schmerzt mich fast mehr als die evangelikalischen Ausbrüche von pietistischer Seite. Ich wünschte mir eine sachliche Auseinandersetzung über diese Fragen, die die Fehler, die begangen worden sind, aufarbeitet. Das wäre mein Wunsch an die nächste Generation, sachlicher an die Dinge heranzugehen und die ewigen Verdächtigungen auszuräumen. Es gibt bereits viele Frauen, die versuchen, Neuansätze zu finden. Für mich ist es wichtig, deutlich zu machen, was es heißt, Frauen anzugreifen, die zur eigenen Gruppe gehören und dasselbe Ziel verfolgen.« Haben Frauen es nicht gelernt, ihre Konflikte untereinander auszutragen? Spielt hier unbewußte Konkurrenz eine Rolle? »Ich schaue mir Männerkonflikte an, die sind auch heftig, aber sie haben Rituale, ihre Konflikte wieder zu begraben. Sie können hinterher ein Bier trinken gehen – merkwürdig ritualisiert. Und das sehe ich bei Frauen nicht. Alles ist viel elementarer, viel absoluter, uns fehlen Rituale, um mit der Sprachunfähigkeit umzugehen. Aber wir fangen ja erst an, eine Frauenkultur zu entwickeln.« Als ein positives Beispiel dafür beschreibt sie die Zusammenarbeit am Wörterbuch der Feministischen Theologie: »Wir hatten eine wunderbare, fast berauschend schöne Zusammenarbeit, es war ein wirkliches Gemein-

schaftserlebnis. Es dauerte eine Weile, aber jede stellte ihr besonderes Anliegen ein Stück zurück, damit das Ganze gelingen konnte. Das war eine eindrückliche Erfahrung.«

Wachsen braucht Stille

Wie beurteilt eine Theologin, die auf viele Jahrzehnte intensiver Arbeit zurückblickt, die gegenwärtige Entwicklung? Es wird immer wieder gesagt, Frauenbewegung und feministische Theologie seien am Ende. Stimmt das? »Im Gegenteil, sie wachsen – vielleicht nicht an einer bewußten Oberfläche, nicht in der Presse und der herrschenden theologischen Literatur. Aber an der Basis passiert viel. Die Frauen werden immer eigenständiger. Sie fragen: »Wie ist das für mich?« – und lassen nicht nach. Ich sehe keinen Niedergang, eher eine gewisse Stille, aber jedes Wachsen braucht Stille.«

Es gibt aber auch Bereiche, die sie innerhalb der feministischen Theologie kritisch betrachtet. Das betrifft vor allem die ihres Erachtens häufig eingeschränkte Art der Betrachtung, die sich vor allem auf den Sexismus konzentriert. »Es fehlt etwas, nämlich die Erkenntnis, daß es neben dem Sexismus noch andere Unheils- und Defiziterfahrungen von Menschen gibt. Wir müssen einen größeren Radius schlagen. Ich denke an Menschen mit lebensbedrohenden Krankheiten, sie stehen vor neuen Lebensfragen. Themen wie Krankheit, Tod und Umweltzerstörung müssen deshalb in feministischer Theologie ihren Platz finden, um ihnen etwas zu sagen zu haben. Sie muß weiterhin politische Theologie sein, aber auch das Individuum, die einzelnen Frauen in ihrer ganzen Existenz erfassen können. Außerdem müssen wir verstärkt eigene Akzente setzen. Bisher haben wir z.B. die Frauenfragen des Ostblocks völlig vernachlässigt. Wir müssen nach weiblichen Lebensmustern auch in anderen Kulturen fragen, nicht nur in der westlich-angelsächsischen Welt. Nur so können wir uns wirklich für die vielfältigen Dimensionen weiblichen Lebens öffnen, dann kann feministische Theologie wachsen und reizvoll werden.«

Einen Fuß in die Tür kriegen...

Welchen Rat gibt sie abschließend den jüngeren feministischen Theologinnen? »Jede Zeit hat ihre eigene Problematik. Die nächste Generation muß sehr geschickt leben, sie muß die Dinge voll aufnehmen und nicht unser

kostbares Erbe verspielen. Wir haben enorm viel erreicht. Aber sie muß auch geschickt sein, sich nicht in Konfrontationen verrennen. Sie muß sehen, wie sie in den Kirchen und in diesen Mann-zentrierten Fakultäten einen Fuß in die Tür kriegt. Das ist ungeheuer schwer. Und das bedeutet, innerlich aufrecht zu sein, aber auch die Kunst der Kompromisse zu beherrschen.« Die Lebendigkeit und Begeisterung, mit der Elisabeth Moltmann-Wendel stets theologisch gearbeitet hat, zeigt, daß dies nicht nur Mühen und Strapazen bedeutet. Ihr Beispiel macht Mut, sich der Herausforderung der Weiterentwicklung feministischer Theologie zu stellen und sich mit Freude auf den Weg zu machen.

Claudia Janssen

Auswahlbibliographie

1974: Menschenrechte für die Frau, München. – 1981: Ein eigener Mensch werden. Frauen um Jesus, Gütersloh. – 1985: Das Land, wo Milch und Honig fließt, Gütersloh. – 1988: Wenn Gott und Körper sich begegnen, Gütersloh. – 1991: Wörterbuch der Feministischen Theologie (Mitherausgeberin), Gütersloh. – 1994: Mein Körper bin ich, Gütersloh. – 1997: (Hg.), Die Weiblichkeit des Heiligen Geistes, Gütersloh. – 1997: Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen. Autobiographie, Zürich und Düsseldorf.